

Rolf-Dieter Tost

Ein langer Anlauf

MAN LEGT SICH JA im Laufe des Lebens für so manches seine persönlichen Erklärungsversuche zurecht, die oft eher dem Wunschdenken entspringen. Solche Tagträume, positiv formuliert, sind zwar weitgehend unrealistisch, für mich aber recht notwendig, um den Alltag auszuhalten. Ich benötige z.B. auch nach rückwärts gewandte Perspektiven als eine Art von Kraftquelle. So legte ich mir bisher immer wieder zurecht, die Weiche für meine spätere Berufswahl, Religionslehrer zu werden, sei damals, inzwischen vor Jahrzehnten, nach dem Gottesdienst vor der Kirchentür gestellt worden, als ich für die Jugendarbeit der Gemeinde angeworben wurde.

1. Theologiestudium und Identitätssuche

Theologie wollte ich in jedem Fall studieren, dazu brauchte mich niemand ermuntern, aber nicht die Gemeinde sollte es sein, sondern Religion wollte ich am Gymnasium geben und setzte mich mit einigen familiären Verwerfungen durch. Heute muss ich lächeln: Damals schon schwul und doch unter meinen KommilitonInnen, später an der Uni, als Hetero gehandelt, oder fiel denen doch etwas auf? Aber: Mir ging es nur um das Pauken, immerhin musste noch das Graecum nachgeholt werden, Latein hatte ich neun Jahre lang am Gymnasium genossen, möglichst auch ein Schnupperkurs Hebräisch, und daneben die alten Sprachen in Germanistik: drei Semester verlorene Lebenszeit und Lebensqualität.

Nun gab es auch in den späten 60er Jahren an der Uni zu Göttingen natürlich noch kein Schwulenreferat des AStA. Und Homosexualität war in Theologie und Pädagogik nicht einmal am Rande ein Thema; diese gab es einfach nicht. So kam ich auch außerhalb meines schweigsamen Elternhauses mit dieser Thematik nicht in Berührung, und das Gymnasium zuvor hatte beharrlich geschwiegen: Jede Gesellschaft hat ja schließlich die Schule, die

sie verdient! Diese damalige Gesellschaft, die sich überheblich auch damals schon in ihren Wertanschauungen, bibeltreu, als ausschließlich christlich definierte, vermochte bzw. wollte zur Gottesebenbildlichkeit in seiner homosexuellen Variante, so scheint es bis heute, keine verbindliche Akzeptanz äußern, schwieg tot, und so blieb ich blind. Rätselhaft jedoch ist mir heute, wie denn andere Schwule in ihrer Selbstfindung es hinbekamen, über sich Klarheit zu erlangen, zumal im Verborgenen der damaligen homophoben Adenauer-Ära.

Nach meinem vergleichsweise späten, nicht ver-späteten (!) Coming-out in den 90er Jahren, bereits über 50, erkannte ich, dass ich in der Zwischenzeit nicht geheiratet hatte, sondern geheiratet ›wurde‹. Zwar wünschte ich mir zum einen sehnlichst Kinder, andererseits aber hatte ich wirklich kein drängendes Verlangen, wie fast alle meine Freunde unter die Haube zu kommen. Die entscheidende Selbsterkenntnis in der Frage nach meiner erotischen Orientierung blieb mir hartnäckig versagt, da ich selbst nicht von alleine darauf kam und es im dörflichen Wohnumfeld nicht einmal eine Schmalspur-Szene gab. Nach zwölf Versuchsehejahren ließ ich mich scheiden und beantragte und bekam auch als Alleinerziehender das Sorgerecht für meine drei minderjährigen Racker. Hätten Jugendamt und Familiengericht damals, vor nun siebzehn Jahren, von meiner schwulen Orientierung gewusst, wäre alles wirklich anders gelaufen, für mich und meine drei Mädchen, inzwischen auch für die zwei Enkel, nach augenblicklichem Stand der Dinge. Was bin ich also dankbar, drei Jahrzehnte lang als Hetero (-Reli)lehrer eingeordnet worden zu sein: Gnade eines erst späten Coming-out, ausgesprochen segensreich für mich, ohne übrigens das Gefühl zu haben, als Schwuler etwas verpasst zu haben.

Heutzutage habe ich, seit rund fünf Jahren aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig pensioniert, die Zeit und auch die innere Ruhe, das bisher Gewesene zu reflektieren, zumal Lebensbilanzarbeit im dritten Lebensdrittel unerhört spannend sein kann. So z.B. die Frage nach meiner erotischen Sozialisation, wie sich die in steten Entwicklungsschüben entfalten konnte, um dann herangereift im Coming-out zu gipfeln. Und das war ja schon im Religionsunterricht der gymnasialen Oberstufe immer wieder die anspruchsvolle Fragestellung: Wo kommen wir her, wo gehen wir hin? Aus fachspezifischen Gründen waren die gemeinsamen Überlegungen, angebotsweise, in der Transzendenz angesiedelt, dadurch spekulativ, je nach religiöser Sozialisation meiner Gesprächspartner, aber dennoch wertestiftend, mit welcher Akzeptanz auch immer. Nun überrasche ich mich heute damit, diese Frage auch weitgehend immanent, ganz konkret in meiner persönlichen irdischen Biographie als schwuler Religionslehrer zu begreifen. Spannenderweise stoße ich dabei hinsichtlich meiner homoerotischen Begabung auf eigentlich klare Anhaltspunkte von früher, die weder ich noch andere, die mir bekannt

und lieb geworden waren, verdolmetschten. Allerdings bin ich auch sehr dankbar, dass ich mit Blick auf meine erotische Veranlagung ohne große Hilfe von außen meinen ganz eigenen Weg der Erkenntnis habe gehen dürfen, was natürlich seine Zeit brauchte.

2. Didaktische Splitter und Balken meines Religionsunterrichts

Nun ist mir hier vor allem mein eigentliches Berufsleben als schwuler Religionslehrer in unterschiedlichen Erfahrungsfacetten wichtig, die meine spätere schwule Sozialisation maßgeblich prägten. Wohl waren es zunächst eher rein soziale Wertvorstellungen, für die ich warb und dabei vor allem um Rücksicht gegenüber Minderheiten bat, da Werte ambivalent sind und somit gegenseitige Toleranz, mehr noch: Respekt einfordern. Auch durch die heutige Gesellschaft allzu oft noch als defizitär verachtete Vorstellungen und Orientierungen haben unverzichtbar einen Anspruch auf Wertschätzung, gehören unbeirrt in die Definition des Humanum, statt von unterschwelligem Pogromverlangen ständig bedroht zu sein, weil das menschenunwürdig ist. Wir Menschen sind je Unikate und bewahren in uns individuelle Werte, die unverzichtbar sind, bei denen die recht schablonierte Gesellschaft aber nicht selten, eigentlich zu oft, ihre Schwierigkeiten hat, offensichtlich aber eher mit sich selbst. Auch ging es in der Anthropologie meiner Unterrichtsreihen, vom Erziehungsziel her, didaktisch um ›Hilfe zur Selbstfindung‹. Das hatte ich mir selbst, im Beruflichen meinen Klassen und Lerngruppen sowie später auch familiär meinen Kindern gegenüber versuchsweise vorgelebt und fand auch dadurch ohne Zeitdruck zu meiner zweiten Geburt. Schon die alten Griechen hatten für diese Maxime einen einprägsamen Spruch. Solche Suche nach dem Proprium des eigenen Religionsunterrichts bringt innere Unruhe, weil man sich nicht auf weitgehend Vorgegebenes stützt sondern ständig auf der Suche ist, nicht nur nach zeitgemäßen Inhalten für seine Essentials, sondern auch nach anthropologischer Legitimation vor sich selbst. Will man vorgegebene, mitunter schon ausgetretene Wege meiden, müssen zuvor neue Pfade entdeckt und angelegt werden, was immer wieder eine gewisse Verunsicherung bewirkt, ob das Vorgesehene an Stoff wohl relevant für heutige Jugendliche und ihr späteres Leben ist.

Da kam mir Anfang der 90er Jahre, wie ein Evangelium, ein Taschenbuch in die Hand, das meine Didaktik des Religionsunterrichts beruhigend absegnete und von einem offensichtlich katholischen Religionskollegen aus dem süddeutschen Raum stammte.¹ Da stand es unbeirrbar wie eine Offenbarung, denn ›religiös erziehen‹ hieß für ihn, ›alle Werte einzubeziehen‹, die zur ›Fülle des Lebens‹ zu zählen sind! Die Bewältigung meines Coming-outs als schwuler Religionslehrer, zumal in deutlich vorgerücktem

¹ G. Tischler, *Sensibel werden – religiös erziehen*, München 1988.

Lebensalter, gelang mir weitgehend durch Rückgriff auf religiöse Positionen, die ich vor allem im Berufsleben erworben hatte. So erkannte ich z.B., dass die repressive Haltung, vor allem manch katholischer Christen, natürlich erst recht ihrer Kirche, homoerotisch empfindenden Geistlichen gegenüber einen verlorenen Schatz an Spiritualität darstellt, also einen Verlust an wertvollen Ressourcen bewirkt. Letztlich möchte ich die spirituelle, nicht auf den Sex reduzierte Erotik schwul empfindender Männer, welchen Alters auch immer, den paulinischen Charismen zuordnen: Seelsorgerliche Zuwendung, ekstatisches Erleben, visionäre Empfindsamkeit, gläubige Intuition und manches mehr sind Pflastersteine des spirituellen Weges, den ich als im Irdischen erlebte und gelebte Transzendenz begreifen möchte. Insofern bin ich als schwul empfindender Religionslehrer meiner Wertorientierung nach gut beheimatet und möchte mir von außen manipulativ nicht dreinreden lassen. Denn ich fühle mich als schwuler Religionslehrer bei meiner Selbstbewertung weitgehend autonom, wie ja auch bereits der von mir sehr geschätzte Karl Rahner sinngemäß gesagt hat, auch in der ›Selbsttranszendenz‹ sei Gott präsent, weil er meine Autonomie zulässt. Emanuel Lévinas habe ich dann zu spät entdeckt, um seinen Ansatz noch einbringen zu können: »Die Spur des anderen« (1983). ›Zu Gott hingehen‹ hieße, ›auf den anderen zugehen‹. Dieses belangvolle Puzzle meines Gottesbildes lebt in mir; es als weiteres Detail im religiösen Gesamtspektrum auch anderen anzubieten gelang nicht mehr – meine berufliche Zeit war um.

3. *Vociert!*

Neben meinen didaktischen Aspekten für Religionsunterricht war mir mein Bezug zur Kirche wichtig, je länger, desto drängender, da zusehends problematischer. Im Juni 1968 bekam ich die ›Vorläufige Kirchliche Erlaubnis‹ (Vocatio), die ich nicht erbeten hatte, die aber das unerlässliche Permit für meinen Job als Religionslehrer war. Dann passierte mir, 1984, etwas völlig Unerwartetes, als ich Post vom zuständigen RP bekam: Sechzehn Jahre nach der Ausstellung der vorläufigen Vocatio entdeckte dort ein Eifriger hinterm Schreibtisch, dass die Vorläufigkeit seit 14 Jahren abgelaufen war, und in der Tat waren die zwei Jahre Probezeit eigentlich um. Ich solle mich ›umgehend an die für Sie zuständige kirchliche Oberbehörde‹ wenden. Angesagt war also eine Vokationstagung der Kirche. Das wollte ich nun wirklich nicht, da ich für meine Arbeit, nicht nur für das Fach Religion, täglichen Segen von meinem himmlischen Vater bekomme, in dessen Auftrag allein ich mich berufen fühlte und daher amtskirchlich keinen Segen benötigte, zumal sich die Kirchenbehörde bisher nie für meine Arbeit interessiert hatte und nun für mich auf der falschen Schiene aktiv wurde. Die Tagung fand dann in Haus Villigst statt, einer wirklich mustergültigen Einrichtung der Evangelischen Kirche von Westfalen am Rande des Sauerlandes. Mir gefiel die Tagung recht gut, zumal ich als bereits Älterer mit den Lehramtsanwärtern schön ins Gespräch kam.

4. Schwul?

Der Anstoß für meinen Kontakt mit dem Aspekt ›Schwulsein‹ ist mir in Vergessenheit geraten. Jedenfalls fand ich, zwar noch nicht aus persönlicher aktueller Betroffenheit, zum Thema ›Homosexualität‹ und nahm mir als Urlaubslektüre das Taschenbuch von L. Lemke, ›Verlassen am anderen Ufer?‹ (Berlin, 1994) mit und las es mit hohem Interesse. Ich war damals, im Juli/August 1996, mit einer Handvoll Jungs des früheren Oberstufenunterrichts nach Namibia geflogen und im Bully durch die Wüste gepflügt. Das Buch ließ ich ungetarnt herumliegen, an mir wichtigen Stellen rot unterstrichen und am Rande kommentiert, aber keiner fragte, warum ich so etwas lese. Sogar A., seit seinem 14. Lebensjahr ungeoutet schwul empfindend, wie ich viel später herausbekam, jetzt aber als Student schon fest im schwulen Sattel sitzend, sprach seinen früheren Religionslehrer nicht an, und sicherlich ist das auch gut so, denn ich hätte zum damaligen Zeitpunkt meiner schwulen Individuation nicht hilfreich reagieren können.

Im Schuljahr 96/97 ereignete sich innerhalb meiner noch verdeckt verlaufenden erotischen Sozialisation etwas Bemerkenswertes, wie ich erst im Nachhinein, nach meinem späteren Coming-out, empfand: Innerhalb der vorgeschriebenen Unterrichtseinheit ›Sexualität‹ warb ich bereits emphatisch für die Gleichwertigkeit der einzelnen Varianten erotischer Orientierung, die in ihrer Wertigkeit untereinander je ungeschmäleren Respekt verdienen. Das war, wie erwähnt, noch vor meinem Coming-out, lässt aber wohl den Schluss zu, dass ich bereits auf den Weg gesetzt war. Dass ich von etwas Wichtigem sprach, das eigentlich auch mich eminent berührt, lag mir als Erkenntnis völlig fern: Immerhin hatte ich Frau, Heterosex und bald drei Kinder. Das verdunkelte mir zu diesem Zeitpunkt noch den Blick auf mich selbst, auf meine erotische Orientierung.

5. Schwul!

Das war dann im neuen Schuljahr, also 97/98, im Herbst. Ich fuhr nach Münster, um P., mir bekannt aus dem Unterricht, nun nach dem Zivildienst im Studentenheim wohnend, zu besuchen; es gibt immer manch Neues zu bequatschen. Um ihn abzuholen, stehe ich kurz in seiner Bude und sehe auf der Innenseite der Zimmertür das bekannte Plakat des LSVD »Kai ist schwul – Liebe verlangt Respekt!«. Der Begriff ›schwul‹ elektrisierte mich, und ich fragte später in der Kneipe, ob er mir denn wohl auch so ein Plakat besorgen könne. Tage später geht das Telefon, P. ist dran: Ich könne gleich zwei Exemplare bekommen; wann ich denn kommen möchte, sie abzuholen. Schon das nächste Wochenende fuhr ich aufgeregt los und war riesig froh über dieses willkommenes Geschenk. Dann wurde ich, wieder in einem gemütlichen Lokal, gefragt, warum, wozu denn überhaupt ich so ein Interesse an dem Motiv habe. Die Antwort kam rein intuitiv. Er, P., möchte nicht zu

enttäuscht sein, aber sein ehemaliger Relilehrer, ja auch sein Reiseleiter von manch gemeinsamen Gruppenreisen ins Ausland, sei wohl ›vom anderen Ufer‹, eine Wortwahl vom Titel der bereits erwähnten Reiselektüre. Da war wohl nur ich verdutzt, denn ich wunderte mich über meine Aussage, stauend, seine Tragweite überhaupt noch nicht begreifend. Als schöne Reaktion bekam ich ein breites Grinsen von jenseits unserer beiden Biergläser: »Herzlich willkommen auf unserem Ufer!« Ich war total benommen. Aber junge Schwule heutzutage haben das wohl gut im Blick; P. ahnte noch vor meiner Antwort mein Outing, da er selbst bereits erfahren und selbstbewusst unter seinen Kommilitonen offen schwul lebte und mich längst schon treffsicher als schwul geortet hatte. Nicht das Dorf, sondern erst die Universitätsstadt machte es ihm möglich, offen zu seinem Schwulsein zu stehen. Danke für diese einfühlsame Art des Aufweckens: Ein herausragendes Schlüsselerlebnis meines bis dahin nicht gerade langweiligen Lebens!

Der Film ›Sebastian‹ wurde dann auf Monate mein schwuler Kultfilm. Unter den voller ungebremster Lebensfreude lauthals lachenden Kids im Kindergarten innerhalb des Vorspanns tollt irgendwo auch Klein-Sebastian herum, ist schwul veranlagt und natürlich auch, wie die übrigen Kinder, voller vitaler Lebenslustigkeit und hat wie seine Heterofreunde des Films ein ebenfalls aufregend schönes Leben noch vor sich, möchte ich für ihn hoffen. Diese Filmentdeckung kam mir gerade recht, diesen Streifen brauchte ich als anfängliche Gehhilfe mangels Kontakt zu anderen Schwulen, in ihm tankte ich auf, wo mir doch Gedankenaustausch und hilfreiche Solidarisierung sehr fehlten. Der Film aber bot genügend Anstöße, mir Gedanken über Coming-out und Schwulsein zu machen; er gab mir vorläufig Beruhigung auch für meine eigene schwule Zukunft, trotz meines dörflichen, traditionell geprägten Wohnumfeldes. Ich war eigentlich auch schon ein bisschen stolz darauf, dass ich in dieser dörflichen Wüste mit meinem erotisch abweichenden Empfinden doch schon etwas mit dazu gehören konnte, wenn auch nur in den eigenen vier Wänden. Für mehr musste ich halt nach Münster fahren. Eine kleine Schlüsselszene des Films gab mir mehrere Monate später den Anstoß zu meinem Coming-in: Sich nicht nur in seiner Orientierung selbst erkennen und es, weitgehend über den Kopf laufend, wahrhaben, sondern es unverrückbar tief in seinem Innersten auch annehmen als inzwischen liebgewordener Anteil seiner unverwechselbaren Identität. Ich rechnete eigentlich überhaupt nicht mit einem zusätzlichen Erkenntnissschub hinsichtlich meiner Orientierung und dachte, es wäre eigentlich so weit alles klar. Dennoch benötigte ich, wie wohl jeder Schwule nach der entscheidenden Weichenstellung durch das Coming-out, mein eigenes, innerstes Jasagen zu mir und meinem Schwulsein, um endgültig und auf Dauer bestehen zu können. Aber vielleicht geht's ja auch ohne das? Es kam unvermittelt und holte mich ziemlich vom Hocker. Denn ich heulte wie ein Schlosshund, liegend, die Sofadecke weit über den Kopf gezogen, in mich gekrümmt wie vor langen, langen Zeiten als Embryo, bis ich mich dann beruhigt hatte. Das war

eine Einsegnung, die nur ich mir schenken konnte. Jetzt hatte mein Coming-out sein Siegel bekommen, war endgültig ein unverzichtbarer Bestandteil meiner selbst geworden. Wie ja auch Sebastian im Film, weniger heftig zwar, nach seinem Coming-out vor den Eltern dann auf der Straße, auf dem Weg zu seinen Heterofreunden, sein Credo laut zu sich selbst sagte: »Ich – bin – schwul!« Ein Satz, der mich schon beim ersten Anschauen des Films wie mit Hammerschlägen traf, mich jetzt unerwartet wieder eingeholt hatte und mich nun zu Tränen rührte: Ein Credo für mich selbst, vor mir und sonst niemand anderem sonst.

Die Jungs von den Jounqs in Münster haben mich dann recht bald mit ins KCM, Münsters schwulem Zentrum, geschleppt, für mich noch mit riesigem Herzklopfen. Sie kamen mit mir gut ins Gespräch und hatten für mich bereits die Gruppe von Gay&Grey angesprochen, die mich begrüßten, in ihren Kreis aufnahmen und mir einen Tee spendierten. Zudem schnupperte ich, da ich auch schon etwas von schwuler Theologie hatte läuten hören, bei den Leuten von der HuK rein, denn ein Religionslehrer sollte sich auch in der theologischen Auseinandersetzung wappnen.

Wichtig war mit in dieser quirligen Zeit, zumal als Alleinerziehender, mit meinen Kindern im Reinen zu bleiben. Ich wollte klare Verhältnisse schaffen und kein Verstecken spielen müssen. Eines der beiden Kai-Plakate hatte ich im Format DIN-A0 über dem Telefon aufgehängt, schön gerahmt und hinter entspiegeltem Glas. Die Kinder störte das nicht, denn bei uns wurde ja so manches ins Haus geschleppt. Stutzig machte mich allerdings, dass nicht im Geringsten über ›schwul‹ gesprochen wurde; gab's da eigentlich nichts zu fragen? Ich blieb daher im Unklaren. An dem Sonntag dann, als es bei uns rheinischen Sauerbraten mit Knödeln und Rotkohl gab und sich endlich mal keine Freunde und Freundinnen der Kinder zum Essen eingeladen hatten, packte ich die Gelegenheit beim Schopf und kam mit der Frage, ob das mit dem Bild über dem Telefon eigentlich in Ordnung gehe. Kein Problem. Ob sie denn auch gesehen hätten, dass in der Gruppe um den schwulen Kai auch Alex zu sehen ist, der mit uns in der Gruppe in Griechenland war. Gegenfrage: Ist der denn auch schwul? Natürlich, wie käme er denn sonst mit auf das Bild, und geht das wohl auch klar? Niemand fand etwas dabei. Dann dürfte es ja wohl auch kein Problem sein, warf ich ein, dass euer Vater auch schwul ist! Oder? Schweigen, etwas Schlucken, die Nelken aus dem Rotkohl wanderten weiter auf den Tellerrand, und dann griff meine Älteste zum Weinglas, und wir stießen darauf an, wie wir es von einer befreundeten Türkin gehört hatten: Wichtige Lebensabschnitte, wie bei ihr die erste Regel, werden dort in der Familie gefeiert, wurde eingeworfen. Dann merkte ich, wie mein Herz wild klopfte, obwohl es doch vollbracht war: Ich wollte cool auftreten, war aber doch ziemlich aufgewühlt, vielleicht aus Erleichterung.

Das Jahr 1998 war für mich immer noch ziemlich aufregend, vor allem was mein Schwulsein als Lehrer anbetrifft: Ich hatte mir im Jahrgang 13, kurz vor deren Abitur, mein schulisches Coming-out schenken dürfen. Die meisten der SchülerInnen dieser Jahrgangsstufe hatte ich im Deutsch- bzw. Religionsunterricht nun fast drei Schuljahre über betreut, was meist einiges an gegenseitigem Vertrauen aufbaut. Mit denen bin ich, da es miteinander gut lief, ins Kino, auch mal ins Theater gegangen und hatte außerunterrichtlich auch sonst manches auf die Beine gestellt. Gemessen vor allem am Unterrichtsklima, empfand ich gerade diesen Jahrgang als ausgesprochen angenehm und fühlte mich daher dort recht sicher, da auch als Lehrer gut aufgehoben. In keiner anderen Gruppe wäre mir das berufliche Coming-out möglich geworden; es wäre auch nicht empfehlenswert, wenn das Setting nicht stimmig ist, denn ich würde dringend abraten, in einem Moment missionarischer Ungebremstheit, was die höchstpersönliche, eigentlich ja intime Orientierung angeht, vorzupreschen, um ein vielleicht innerlich drängendes Credo loszuwerden. In diesem Jahrgang, da die ›Chemie‹ zwischen uns stimmte, war es mir möglich, uneingeplant allerdings, mein Geheimnis zu lüften. Ich war zu keinem Augenblick bange, für mich etwas in Scherben geworfen zu haben, etwa bei denen, die ich einige Wochen später in Religion und Deutsch durch die Abiturprüfungen zu begleiten hatte.

Allerdings ohne Bekenntnis *expressis verbis*, mit einer zuvor gar nicht vorgesehenen Nebenbemerkung während des Unterrichtsgesprächs, kam ich undramatisch, vor allem für mich sehr schonungsvoll, mit meinem Outing über, ohne den Unterrichtsstoff zu vernachlässigen. Auch war das Wort ›schwul‹ oder gar ›homosexuell‹ nicht gefallen; das Proprium war aus einer lapidaren, fast schon humoristisch gewürzten witzelnden Bemerkung am Rande für diejenigen in der Lerngruppe, die in der Sache bereits mitdenken konnten, leicht erratbar. Nach der anschließenden großen Pause wusste ›es‹ die halbe Oberstufe, zwei Tage später offenbar das gesamte Dorf. Schon am Tag darauf wurde ich vom Direktor zum Dienstgespräch geladen. Ich ging also und klärte auf, was ihn vor allem unruhig bewegte: Ich hatte natürlich nicht die ganze Unterrichtsstunde thematisch umgewidmet, um ausschließlich statt des vorgeschriebenen Unterrichtsstoffes meine schwule Grundorientierung zu thematisieren. Nur wer von den jungen Leuten meiner Gruppe bei einer, scheint es, unerheblichen Nebenbemerkung zwischen den Zeilen zu lesen verstand, sah jetzt klarer und hatte seinen Stundenstoff trotzdem ungeschmälert serviert bekommen. Das thematische Soll der Unterrichtsstunde war zu erfüllen, und das war Chefs ganzes Problem. Ich konnte ihn beruhigen, und mich stimmte zufrieden, dass ich in der nächsten Schulleitungskonferenz, einer der TOPs galt mir, ausgesprochen gute Karten haben würde. Vorsichtshalber jedoch hatte ich eine (Hetero-) Kollegin meines Vertrauens mit zum Gespräch genommen, denn in die Höhle eines mutmaßlichen Lö-

wen gehe ich ungerne alleine. Das aber war dann ungeahnt gut: Mir wurde vom Schulleiter als Vorschlag nahe gelegt, für das nächste Schuljahr einen Gesprächskreis für volljährige OberstufenschülerInnen aufzubauen mit dem Titel ›Sexualität hat viele Gesichter‹, wie ich vorschlug; nicht als Coming-out-Gruppe, sondern zum allgemeinen Verständnis sexueller Varianten und ihrer erhofften Akzeptanz. Der Reader dazu war über die Sommerferien von mir als Entwurf fertig gestellt, kam dann in seiner ersten Erprobung aber nicht mehr zum Einsatz, da ich aus gesundheitlichen Gründen unerwartet aus der Kurve getragen wurde. Das Kollegium wusste alsbald Bescheid, aber keiner sprach mich auch nur andeutungsweise dazu an. Wo sind eigentlich bei rund 120 KollegInnen die vermuteten 7%? Aber der CDU-Ortsverein wurde telefonisch beim Schulleiter vorstellig: Religionslehrer und Schwulsein wären doch nicht kompatibel, würde man heutzutage formulieren. Ich bekam es später auf Umwegen heraus, fühlte mich jedoch nicht diskriminiert, sondern eher amüsiert. Dienstlich schien der Vorgang bereinigt, dann jedoch bekam ich zunehmend Wind von vorne, der mehr als lästig wurde und mich ein ansehnliches Maß an Kraft kostete, um das einigmaßen durchzustehen.

Bei den türkischen Jungs zwischen Jahrgang 8 und 10 lief ich während der Pausenaufsichten Spießruten. Sie fühlten sich auf der Nachtspeicherheizung ihrer ›Türkenecke‹ in der Clique sehr stark und riefen mir beim Vorbeigehen ungeniert »Schwuli!«, »Schwuli!« hinterher. Und sprach ich sie an, um das Gespräch zu suchen, schwiegen sie, süffisant grinsend, oder redeten untereinander wieder nur Türkisch. Auch hatte ich von ihnen keinen im Unterricht und kam somit nicht an sie heran. Sie blieben mir fremd, es war nichts zu bewegen, eigentlich schade darum!

Die Neinsager unter den Eltern sprachen nicht mit mir, die schrieben mir lieber, z.T. anonym, halt ohne Absender und Unterschrift; das wurde von mir ohne gelesen zu werden recycled, denn Negativ-Power gehört nicht in meine Wohnung. Auf einige Briefe ging ich durch Antwortschreiben ein, es kam aber nie zur Aussprache, nicht einmal telefonisch; das Gespräch hatte ich mir eigentlich sehr gewünscht, schon aus Gründen der Konflikthygiene. Dann gab es da – Döneken am Rande – eine besorgte Mutter, deren Sohn sich in Freistunden in der Schulmedothek aus dem Internet heimlich die härteren Sachen rausfischte und ausdruckte. Als der Klassenlehrer die Eltern ob des Treibens ihres Sprösslings anschrrieb, nahmen sie alles, wie ich hörte, gelassen hin. Aber dass ihr Sohn bei mir als schwulem Religionslehrer Schaden nehmen könne, war deren eminente Sorge. Sie hatten ihren Sohn dann von meinem Reliunterricht abgemeldet, obwohl längst 14 Jahre alt, also religionsmündig. Das half ihm gar nichts, die Eltern nahmen ihn gegen seinen Willen, nicht einmal schriftlich, aus meinem Unterricht. So etwas musste ich einfach auf sich beruhen lassen, um meinen Kräftehaushalt zu schonen: Don Quichote wollte ich im Münsterländischen nicht werden. Allerdings

bekam ich beim nächsten Elternsprechtag vereinzelt auch positive Rückmeldungen, wobei die Eltern selbst dazu das Gespräch aufnahmen. Das tat mir gut, und ich hatte den Eindruck, dass sich in unserer Sache, langsam freilich, vielleicht doch schon etwas im dörflichen Umfeld bewegt; der Fortschritt sei eine Schnecke, sagte das einmal Heinrich Böll oder Günther Grass? Aber auch so: Ein Vater brachte zum Sprechtag seinen Sohn mit, und der saß dann recht forsch dabei, mischte zügig mit und konnte sich den unmotivierten Einwurf nicht verkneifen, einer seiner Freunde wäre ›echt schwul‹, und das fände er ›voll geil‹ – ein apokryphes Coming-out? Vater schien wenig begeistert, zumindest schwieg er zu all dem steinern, was da sein Nachwuchs im Beratungsgespräch von sich aus losgetreten hatte. Zwei Jungs sagten mir etliche Zeit später bei ihrer Entlassfeier Ende der Jahrgangsstufe 10, sie hätten es sich immer schon gedacht, ich sei schwul – bei Einzelnen hatte ich mit meiner vehementen Werbung für die Gleichwertigkeit der erotischen Varianten noch vor meinem Coming-out offensichtlich die bekannten Eulen in kleinem Schwarm nach Athen getragen. Ich weiß allerdings nicht, wie sachgerecht ich reagiert hätte, von SchülerInnen vor meinem Coming-out mit der Frage angesprochen zu werden, ob ich denn wohl schwul wäre; ich hätte bestimmt sehr ratlos, verlegen reagiert, es wäre wohl peinlich geworden, vor allem für mich. Bei gleicher Gesprächsgelegenheit bekannte mir ein 17-jähriger, er führe an Wochenenden, seit bereits längerem regelmäßig in eine Szenedisco nach Bochum. Schwul wäre er natürlich nicht, aber die Musik, die Stimmung, auch die Leute, kurz das ganze Drumherum würde ihm halt mehr gefallen, statt in tristen Läden abzuhängen – wohl nicht ganz unweise.

Schließlich fand ich in einem neutralen Briefumschlag, der mir im Lehrerzimmer unauffällig ins Postfach gelegt worden war, von wem auch immer, also anonym gehalten, ein Photo mit zwei Jungs, etwa Jahrgangsstufe 9 oder 10, die sich innig umarmt hielten; ein wunderschönes Motiv, übrigens einwandfrei in unserer Schule aufgenommen.

Ich wollte dann in dieser kleinen Sturm- und Drangzeit als offen schwul lebender Lehrer meinen fachlichen Kenntnisstand in Sachen Homosexualität weiter ausbauen und meldete mich erwartungsvoll bei einem Wochenendseminar der GEE (Gesellschaft Evangelischer Erzieher) an zum Thema ›Dialekte der Liebe‹, mit Prof. Dr. W. Bartholomäus. Das war für mich eine runde Sache, zumal ich mich unter all den Heteros wirklich wohl fühlen und in Aussprachen gedämpft mitmischen konnte. Auch die teilnehmenden Großeltern, die mich in einer Kaffeepause ansprachen, bekamen für ihren aufregenderweise schwulen Enkel mein Skript ›Sexualität hat viele Gesichter‹, da von ihnen erbeten, mit auf den Heimweg. Sie könnten sich zudem, empfahl ich, das Video ›Sebastian‹ im Buchhandel besorgen, denn das wäre eine lohnende Einführung in die Thematik für die ganze Familie, da anspruchsvoll unterhaltsam und zudem thematisch recht aufschlussreich. Nun wollte ich

auch nicht mit leeren Händen nach Hause fahren und erfragte das mehrfach erwähnte Manuskript des Referenten mit dem Titel ›Homosexualitäten‹. Mir wurde Post versprochen, direkt an meine Dienstadresse. Tage darauf kam eine Diskette, die ich gleich dem Kollegen am Verwaltungs-PC in die Hand drückte, mit der freundlichen Bitte um Ausdruck. Mir war es inzwischen gleich, wie der einzelne Kollege einen schwulen Mitkollegen einordnete, da ich schon ziemlich fest zu mir stand. Wie Schule so funktioniert: Die Diskette wurde an eine ältere Sekretärin zum Ausdruck weitergereicht. Ich hatte ja nicht geahnt, dass auf so eine nichtige Scheibe so viele Textseiten passen, so dass der Drucker auf lange ausgebucht war und ich beim Abholen des kleinen Wälzers von der Dame missmutig, fand ich, angeschaut wurde, aus welchen exotischen Gründen auch immer. Ich hatte dann im Laufe des Nachmittags eine Freistunde, las die ersten Seiten an und bekam bald bestätigt: ›Sexualitäten‹ – Plural – denn die Tastatur von Mutter Natur hat auf weisen Wunsch ihres Schöpfers mehr als nur die eine, in der Heteronormativität traditionell favorisierte Taste, eigentlich sogar so viele Tasten, wie es Menschen gibt. »Der Pluralität der Menschen entspricht die Pluralität der Sexualitäten« hieß es ja bereits bei W. Bartholomäus an anderer Stelle.

Vorübergehend interessant, wie alles Neue und noch Unbekannte, war für mich die Frage nach der irdischen Genese meines Schwulseins, wobei ich mich eine Zeitlang in einzelnen Schritten weitertastete: Anerzogen, erworben? Mit Rückblick auf meine Primärsozialisation war das denkbar: Ein erotisch farbloses Elternpaar als emotionaler ›Stressfaktor‹ in meiner Pubertät und manch andere recht künstlich herbeigedachten Begründungsversuche mussten herhalten, brachten aber nicht weiter. Vielleicht aber angeboren? Diese Erklärungsvariante lag mir sehr, da sie als wertfreie Begründung den Verdacht auflöste, in meiner Jugend wäre etwas schief gelaufen. Also? Mich interessiert es nicht mehr, warum ich doch nicht hetero, sondern schwul empfinde; es passt mir gut, es ist inzwischen schlicht mein Ding, schwul sein zu dürfen, weil ich mich darin wohl fühle und daher zufrieden bin, trotz jahrzehntelangen Herumturnen auf meinem erotischen Ursprungsufer: Es ist gut, mich als so gefunden zu haben, wie es mir geschenkt wurde. Als eine Art Zwischenbilanz verfasste ich schließlich schriftlich ein Credo vor mir selbst, entscheidend getragen von meinem Gottesverständnis, das ich mir zu einem guten Teil über meinen Religionsunterricht erworben hatte. Es sollte mir Stabilisierung aus mir selbst verschaffen, denn stete Tropfen an Homophobie durch fundamental-theologisch kontaminierte Eltern aus dem allzu ländlichen Umfeld höhlten mir manchen Stein: semper, nämlich, aliquid haeret...

»Auch wir schwulen Christen sind ein liebenswerter Teil der guten Schöpfung Gottes, des himmlischen Vaters. Er hat auch uns Schwule liebevoll begabt, reich beschenkt und gesegnet mit einer Identität, die auch uns einzigartig sein lässt. Der Schöpfer, unser himmlischer Vater, wollte uns so, wie wir sind, und freut sich über uns wie über jedes seiner Menschenkinder. Auch wir stehen unter seinem Schutz: Er passt auch auf uns gut auf, hält seine segnende Hand beschützend über uns und ist uns ein guter Hirte. Auch Schwule sind bei ihm in guten Händen und verdienen zudem den geschwisterlichen Respekt durch ihre Mitmenschen!«

Trotz einiger Korrespondenz mit dem zuständigen Landeskirchenamt mit meiner Frage, ob mir als schwulem Relilehrer hinreichend Rückendeckung zugesagt werde, kam ich in meiner Sache nicht weiter und fühlte mich an der homophoben Front allein gelassen. Ich schickte meine Vokation zurück, trat aus der Kirche aus und ließ meinen Schulleiter schriftlich wissen, ich stünde mit Beginn des neuen Schuljahres für Religionsunterricht nicht mehr zur Verfügung, zumal ich mit meinem Kirchenaustritt nicht nur die Amtskirche im Nacken, sondern dankbarerweise das Grundgesetz auf meiner Seite habe: Bei Vater Staat ist unsereins, nicht nur mit seinem Schwulsein, zweifelsfrei in den besseren Händen als bei Mutter Kirche! Die Landeskirche hat sich dann zunächst nicht bei mir gemeldet, warum ich hinsichtlich der Erteilung von Religionsunterricht das Handtuch geworfen hatte, sondern bemühte umwegreich den zuständigen Kirchenkreis, der dann auch brieflich vorstellig wurde. Aber ich hatte mich endgültig entschieden und wollte meine religiöse Identität als schwuler Religionslehrer nicht weiter durch Mobbing von außen vergiften lassen: Schwulsein durfte für mich nicht zum Makel werden! Ich wünschte mir, überzeugt und unbehelligt bekenntend, halt offen schwul auftreten zu können, statt mich verbiegen zu müssen. Dafür musste der Religionsunterricht, der mir mehr als der Deutschunterricht bedeutete, da ich hier mehr bewegen konnte, gestrichen werden, denn alles hat seinen Preis. Ich bekam dann vom Landeskirchenamt ein inhaltlich erschreckend formalistisches Anschreiben. Dann als Pensionär, längst dem Dörflichen entflohen und nach Köln gezogen, weniger der Szene als vielmehr der Vielfalt kultureller Angebote wegen, bekam ich das Buch von Christian Käußl, Graue Jungs – Kirche und Homosexualität in der Wahrnehmung homosexueller Männer (Mainz, 2000) in die Hand. Ein Zitat aus dieser Lektüre konnte ich als spätere Bestätigung gut nachvollziehen: »Ein gläubiger Schwuler kann sein Leiden an der Haltung der Kirche zu lösen versuchen, indem er sein Glaubensleben von der Institution Kirche trennt und/oder theologisch gegen die kirchlichen Inhalte argumentiert« (S.132).

Rolf-Dieter Tost, pensionierter Lehrer, lebend in Köln.

Korrespondenz über die E-Mail-Adresse: apurimac@netcologne.de